

im Paradies. Ich blätterte durch die Seiten, auf denen das Engagement der Schule für akademische Spitzenleistungen und ihre hervorragenden Prüfungsergebnisse beschrieben wurden, las die Beschreibung der umfangreichen Ausstattung (Schwimmbad, Tennisplätze, Turnhalle), sah die Bilder von lachenden Mädchen, die mal bei wissenschaftlichen Experimenten, mal in Aktion auf dem Sportplatz gezeigt wurden, bis ich zur diskreten Angabe der Schulgebühren auf den allerletzten Seiten gelangte: 3000 Pfund pro Semester. Wie um alles in der Welt sollten wir uns das leisten? Ich wusste, dass meine Familie nicht so viel Geld hatte. Vorsichtig sprach ich meine Eltern darauf an. Sie sagten, ich solle mir keine Sorgen machen, wenn ich die Aufnahmeprüfungen bestünde, würden sie »einen Weg finden«. Auf meine Nachfrage meinten sie, ich würde vielleicht ein Stipendium oder zumindest eine Teilfinanzierung bekommen, und sie könnten dann die Differenz übernehmen. Aber ich war immer noch beunruhigt. Nie zuvor hatte ich mir etwas so sehr gewünscht, aber die Chance, dass es tatsächlich klappen würde, schien mir gering bis gar nicht vorhanden.

Auf dem Weg zu den Aufnahmeprüfungen im Herbst versuchte meine Mutter mich zu beruhigen, als wir uns dem imposanten grauen Gebäude näherten, einem Betonbau in der Tradition des Brutalismus, der an diesem Tag anscheinend darauf ausgerichtet war, mich einzuschüchtern.

»Es ist nicht wichtig, okay? Geh einfach da rein und tu dein Bestes.«

Sie spürte meine Nervosität. Meine sonst so zuversichtliche Art wurde gedämpft durch den Ernst der Lage und die Horden quatschenden Mädchen, die alle garantiert klüger und besser vorbereitet waren als ich und die mit größerer Wahrscheinlichkeit zugelassen würden. Sie überließ mich den lächelnden Oberstufenschülerinnen, die zum Aushelfen angeheuert worden waren (wie viel älter sie schon aussahen – und wie selbstbewusst!), und gab mir einen Abschiedskuss.

Die erste Arbeit, Englisch, lief ganz gut, obwohl ich mich hinterher ärgerte, dass meine Bemühungen beim kreativen Schreiben ins Prosaische abgeglitten waren. Während wir darauf warteten, zur zweiten Prüfung aufgerufen zu werden, wurde ich jedoch immer angespannter, und meine Nerven bildeten einen schmerzhaften Knoten im Magen. Als die Matheklausur kam – damals mein stärkstes Fach, auf das ich alle Hoffnung gesetzt hatte –, war ich völlig am Ende. Ich ging die Fragen im Eiltempo durch und gab die Arbeit eine halbe Stunde früher ab, anstatt die Zeit zu nutzen, um meine Antworten noch einmal zu überprüfen, wie uns die Aufsicht führende Lehrkraft immer wieder geraten hatte. Ich legte meinen Kopf auf den Tisch und schloss die Augen. Nur das schien den Schmerz zu lindern. Als meine Mutter mich mittags abholte, war ich noch unglücklicher und entmutigter als zuvor und wollte nicht darüber sprechen, wie es

gelaufen war. Ich hatte es vermessen, das wusste ich. Sie drängte mich nicht, und wir sprachen nicht mehr über die Prüfungen oder die Schule.

Monate später, an einem hellen, den Frühling verheißenden Samstagmorgen, rutschte ein Stapel Post durch unseren Briefkasten auf den Boden. Als meine Mutter sie aufhob, erkannte sie auf einem der Umschläge das Wappen der Schule. Später erzählte sie mir, dass schlechte Nachrichten meist in kleinen, gute Nachrichten in großen Umschlägen stecken. Sie hielt den Atem an. Das königliche Abzeichen der Schule prangte auf einem dicken braunen DIN-A4-Umschlag. Wie durch ein Wunder befand sich darin ein förmliches Annahmeschreiben und das Angebot eines vollen akademischen Stipendiums. Ich hatte es unter die besten sechzehn der etwa fünfhundert teilnehmenden Mädchen geschafft und hatte mich damit für ein Stipendium qualifiziert, das die gesamten Schulgebühren für die nächsten sieben Jahre bis zur Oberstufe abdecken würde. Meine Mutter brach in hemmungslose Freude aus. So hatte und habe ich sie nie zuvor oder danach erlebt. Sie schrie erst ungläubig, dann vor Freude, dann wieder ungläubig. Ich wiederum hatte an diesem klaren Frühlingstag keine Ahnung, wie sehr sich mein Leben soeben verändert hatte.

An meinem ersten Tag in der neuen Schule lernte ich Mary kennen, ein ziemlich hochnäsiges Mädchen, das, wie ich später erfuhr, die Tochter eines berühmten Journalisten war. Auf dem Weg zur ersten Schulversammlung in die Haupthalle unterhielten wir uns höflich. »Wohnst du in Islington?« Nein. »Hampstead?« Nein. »Wo dann?« In Elephant and Castle. »Wo ist das?« Im Süden Londons. Sie schaute verwirrt, rümpfte die Nase und erklärte, sie sei noch nie südlich der Themse gewesen.

Ich weiß nicht, wie wir beiden elfjährigen Mädchen auf das Thema Reinigungskräfte gekommen sind, aber es war so, und ich erklärte ihr, dass meine Familie keine Reinigungskraft beschäftigte.

»Soll das heißen, ihr habt keine Putzfrau?«, fragte sie ungläubig, als hätte ich ihr gesagt, das Haus, in dem ich wohne, habe weder Dach noch Wände.

Ich starrte sie an und wusste nicht, was ich antworten sollte. Bis zu diesem Moment war es mir nicht einmal in den Sinn gekommen, dass Menschen Reinigungskräfte haben können. Ich kannte auch niemanden, bei dem das der Fall war.

»Wir machen selbst sauber«, sagte ich achselzuckend und drehte mich um und folgte den anderen Mädchen in den Flur.

In den Wochen vor dem ersten Schultag hatten meine Mutter und ich John Lewis besucht, den offiziellen Uniformlieferanten der Schule (er hatte diese Aufgabe kurz zuvor von Harrods übernommen). Wir gaben ein kleines Vermögen aus – 405 Pfund. Ein

Betrag, an den ich mich auch nach all den Jahren noch gut erinnere. Selbst die Verkäuferin, die uns bediente, protestierte.

»Sie wird sicher nicht die Strickjacke, den Pullover *und* das Sweatshirt brauchen. Warum kommen Sie nicht wieder, wenn Ihre Tochter ein paar Wochen dort ist? Sie könnten dann kaufen, was Ihrem Kind fehlt«, schlug sie vor.

Aber meine Mutter war nicht in der Stimmung, sich beraten zu lassen. Ihr Stolz darüber, dass ich ein Stipendium bekommen hatte, überwog ihre übliche finanzielle Vorsicht, und sie bestand darauf, jedes einzelne Stück auf der Liste der vorgeschlagenen Schuluniformen zu kaufen, bis zu den Turnhosen, die ich kein einziges Mal tragen würde.

Meine Begegnung mit Mary war ein ungünstiger Anfang, aber zum Glück nicht wegweisend. Ich gehöre zu den Menschen, die ihre Schulzeit wirklich genossen haben; und in vielerlei Hinsicht hatte ich Glück – unter den Privatschulen war meine Schule so etwas wie eine Ausnahmeerscheinung, da die Atmosphäre des sozialen Snobismus, die in solchen Umgebungen oft herrscht, weitgehend vermieden wurde. Dass ich ein Stipendium hatte, unterschied mich nur insofern von anderen, als dass ich als »eines der klugen Kinder« galt. Das war nie etwas, was ich versteckt oder wofür ich mich geschämt habe.

Manchmal fällt es mir schwer, anderen Menschen meine Zugehörigkeit zu einer Klasse genau zu vermitteln. In einer so klassenfixierten Gesellschaft wie Großbritannien, in der die Bedeutung von Klasse so groß ist und einen solchen Einfluss auf den Lebensweg hat, sind die Definitionen, auf die wir uns verlassen, erstaunlich starr. Es gibt wenig Raum für Nuancen und wenig Wertschätzung für diese, insbesondere in der Mitte des Klassenspektrums, wo die Dinge wesentlich fließender sind als an den äußeren Rändern. Reich = Oberschicht. Wohlhabend = Mittelschicht. Arm = Arbeiterschicht. Dabei besteht die Klassenzugehörigkeit aus viel mehr als nur dem Einkommen oder dem Beruf. Beide können sich über Nacht drastisch ändern, ohne dass sich die grundlegende Klassenidentität wirklich ändert. Was macht also deine Klasse aus? Ist es die, in die du hineingeboren wurdest, oder die, zu der du gehörst, wenn du stirbst (obwohl das statistisch gesehen für die meisten Menschen wahrscheinlich ein und dasselbe ist)? Ist es dein Kontostand, oder sind es die Zeitungen, die du liest? Der Job, den du hast, oder der Job, den deine Eltern hatten? Couch oder Sofa? Tesco oder Waitrose? Es wäre einfach anzunehmen, ich gehörte zur Arbeiterklasse, weil ich in einer Siedlung mit Sozialwohnungen aufgewachsen bin – und tatsächlich gehen diese Erfahrungen oft Hand in Hand –, aber ich hatte nie das Gefühl, dass ich diesem Narrativ

entspreche. Einer der einflussreichsten Denker zum Thema Klasse war der Soziologe Pierre Bourdieu, der 1979 seinen bahnbrechenden Text *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft* veröffentlichte, in dem er sich mit Klasse und Kultur in der französischen Gesellschaft auseinandersetzt. Darin vertritt er die Ansicht, dass der Klassenhintergrund davon abhängt, wie viel »Kapital« die Eltern besitzen (Kapital in diesem Sinne bedeutet Ressourcen), und unterteilt dies in drei Bereiche: soziales Kapital (gute Beziehungen und Freundschaften mit einflussreichen Personen), wirtschaftliches Kapital (Einkommen, Vermögen, Besitz) und kulturelles Kapital (der »richtige« kulturelle Geschmack, Wissen und Bildungsnachweise). Oder, wie die Schriftstellerin Eula Biss es ausdrückt, »was man hat, was man weiß und wen man kennt«.[2]

Obwohl meine Familie nur über ein sehr geringes Einkommen verfügte und zur Miete in einer Sozialbausiedlung lebte, waren die Regale in meinem Zuhause voller Bücher, und meine illustrierten Enzyklopädien und *Harry Potter*-Bücher fanden Platz neben den politischen Biographien und den *Reader's Digest*-Ausgaben meiner Eltern. Die Dokumentationen von Radio 4 bildeten das unaufhörliche Hintergrundgeräusch in unserem Alltag, und die Wochenenden verbrachten wir mit Museums- und Galeriebesuchen, ob ich wollte oder nicht (oft wollte ich nicht). Am wichtigsten ist vielleicht, dass ich von zwei Eltern mit Hochschulabschluss großgezogen wurde, was statistisch gesehen bedeutete, dass auch ich mit ziemlicher Sicherheit einmal studieren würde. In unserem Elternhaus war das eine Selbstverständlichkeit, und ich begriff wahrscheinlich erst mit zehn oder elf Jahren, dass ein Studium nicht obligatorisch ist. Ich bin in einem Umfeld aufgewachsen, in dem es reichlich kulturelles Kapital gab – wir hatten nur nicht viel *tatsächliches* Kapital im herkömmlichen Sinne des Wortes. Mich *entweder* als zur Arbeiterschicht *oder* zur Mittelschicht gehörig zu bezeichnen, wie es die gängigen Kategorisierungen vorsehen, fand ich immer vereinfachend. In meinem Aufwachsen jedenfalls habe ich mich zwischen diesen beiden Kategorien bewegt.

Und trotz unserer unterschiedlichen Herkunft unterschied sich mein Alltag nicht allzu sehr von dem der Mädchen, mit denen ich zur Schule ging. Als ich ein Teenager war, hatten sich meine Eltern zu dem hochgearbeitet, was die meisten Leute wohl als untere Mittelschicht bezeichnen würden, und finanziell hatte sich unsere Situation in den zehn Jahren, seit wir in London angekommen waren, deutlich verbessert. Wir waren beileibe nicht reich, aber meine Eltern konnten es sich jetzt leisten, uns ein wenig zu verwöhnen, und das taten sie auch, indem sie mir jedes Mal, wenn ich mit meinen Freundinnen ins Kino gehen wollte, frische 20-Pfund-Scheine zusteckten. Meine

Mutter – immer eine Ästhetin – förderte unser Interesse an Mode mit regelmäßigen Ausflügen zur Oxford Street, wo meine Schwestern und ich stundenlang durch die Gänge von H&M und New Look stöberten und von wo wir mit Taschen beladen zurückkehrten. Wir konnten reisen und besuchten in den Ferien befreundete Familien in Frankreich und der Schweiz, einmal sogar in Kanada. Meine Eltern waren immer darauf bedacht, dass ich mit meinen Freundinnen mithalten konnte, und so war ich zwar nicht die Erste in meiner Klasse, die ein Handy bekam, aber auch nicht die Letzte.

Irgendwann um die achte Klasse herum wurden Übernachtungen zu einer Art von sozialem Kapital, das nur Mädchen im Teenageralter verstehen können. Die Frage, ob du eingeladen wirst oder nicht, sowie die Zeremonie der Einladung selbst wurden zu einem politischen Drama mit hohem Stellenwert. Nachdem ich einige Male eingeladen worden war, schlugen meine Eltern vor (oder vielleicht bat ich sie darum), ich solle selbst eine solche Übernachtung ausrichten. Und so kam es, dass sich einige Wochen später an einem Freitagnachmittag sechs meiner engsten Freundinnen aufgeregt bei den Schließfächern versammelten, mit der leisen Selbstgefälligkeit von Mädchen, die hierfür auserwählt worden waren. Meine Mutter begleitete uns zum Abendessen in das damals *sehr* coole Hard Rock Cafe, bevor wir uns alle sieben in das Wohnzimmer unserer kleinen Wohnung drängten, um dort zu übernachten. Meine Eltern, darauf bedacht, dass meine allererste Übernachtung ein Erfolg wurde, hatten ihren Teil dazu beigetragen – sie füllten den Kühlschrank mit reichlich Snacks und gingen uns dann weitgehend aus dem Weg, ganz anders als die aufdringlichen Helikoptereltern, die ich manchmal bei meinen Freundinnen antraf. Es wurde in meiner Clique als einer der besten Übernachtungsabende gefeiert, und ich kam am darauffolgenden Montag gut gelaunt in die Schule.

Nach allen Maßstäben hatte ich also eine Menge – aber es war nicht zu übersehen, dass viele meiner Freundinnen sehr viel mehr hatten. Die Mädchen, mit denen ich umging, waren (so kam es mir vor) völlig frei von den nahezu ununterbrochenen finanziellen Berechnungen, die in meinem Hinterkopf herumschwirrten, sie schienen immer das zu besitzen, was gerade angesagt war – einen iPod oder ein Kleid von Urban Outfitters, gelegentlich eine Designertasche. Es gab zwei Schwestern, die in einem Auto mit abgedunkelten Scheiben zur Schule und wieder zurück chauffiert wurden und die an Tagen, an denen sie sich gestritten hatten, in getrennten Autos saßen. Es gab Mädchen, die ein zweites und manchmal ein drittes Zuhause hatten, die in georgianischen Stadthäusern im Zentrum Londons wohnten und in Monaco Urlaub machten. Wenn ich in meiner frühen Kindheit gelernt hatte, wie es ist, ohne viel Geld zu